

Zürich, 1. April 2003

Weil ich mein Weltbild an der Realität eichen will, schicke ich die Zeit in die Wüste, schüttele mich frei von allen Verträgen, steige aus dem gewohnten Lebensfluss und tauche ein in eine neue Daseinsform:

Ab sofort bin ich Rad-Nomade auf den Landstrassen der Welt. Ich will spüren, wie die Erdanziehung meine Fahrspur krümmt und letztlich in einen Kreis zwingt. Nicht in einen solchen, wie ihn der Kondensstreifen eines Flugzeugs an den Himmel zeichnet, nein. Sondern in eine Linie mit Ausbuchtungen, die das Leben schreibt. Denn ich will nicht abgehoben von der Erde düsen. Vielmehr will ich mich mit offenen Sinnen ins Geschehen der Welt verweben, mich unvoreingenommen treiben lassen und die Intensität des Lebens aufsaugen wie ein ausgedorrter Schwamm. So werde ich Beobachter und selbst ein Teil des Beobachteten. Bea ist vom selben Wunsch beseelt und wird an meiner Seite reisen.

Mit eigener Muskelkraft die Welt umrunden – der darin mitschwingenden Anmassung und der innewohnenden Risiken bin ich mir wohl bewusst. Die einst als feine Wolken aufgestiegenen Zweifel sind noch nicht vollständig verdampft: Taugen wir zum Leben auf Achse? Sind wir stark genug, ist der Wille zäh genug? Wie lange wird die Reise dauern? Keine Ahnung! Zwei, drei, vier oder gar fünf Jahre die Eltern, die Freunde und die Verwandten aus den Augen verlieren, ausharren auf den Strassen der Welt, ohne sicheren Hort, ohne Einkünfte, ohne soziales Auffangnetz – will ich das, kann ich das? Unsere dicken Schädel werden unweigerlich aufeinanderprallen. Gefangen in der Zweisamkeit werden uns aber die Blitzableiter fehlen, Spannungen können sich bis zur Unerträglichkeit aufbauen. Wird unsere Liebe die Zerreihsprobe überstehen? Tag für Tag Seite an Seite, bei Regen, Hitze, Kälte und jeder Laune? Oder werden wir uns aneinander aufreiben, werden Gehässigkeiten Funken schlagen und unsere starken Bande versengen? Oder weit schlimmer: Werden wir uns trotz der körperlichen Nähe immer mehr entfremden? Gerinnen unsere Lächeln unversehens zu einem unheilvollen Wetterleuchten, das über unsere Züge fliegt? Schleichen sich eines Tages zweideutige Anspielungen in unsere Wortwechsel? Verändert sich langsam der Tonfall, tun sich plötzlich ungeahnte Abgründe auf, die mit jedem Satz tiefer werden, bis der Bruch unvermeidlich ist? Was wird bei Extremsituationen, in denen jeder Vorhang gelüftet, jede Maske heruntergerissen wird, zum Vorschein kommen? Werden uns die dabei blankgelegten Eigenschaften erfreuen oder erschrecken? Und wie wird es um unsere Sicherheit bestellt sein? Werden uns Hasardeure mit ihrem rasenden Blech über den Haufen fahren? Werden uns Gangster oder korrupte Polizisten ans Eingemachte gehen, uns verletzen oder gar töten wollen?

Gemach! Was soll diese Ängstlichkeit? Gedankenversunken betrachte ich den Apfel, der auf meiner Handfläche liegt: Er birgt ein saftiges Versprechen. Seine glatte,

zarte und verführerisch duftende Haut umspannt ein Geheimnis, das nur gelüftet werden kann, wenn ich sie platzen lasse, wenn ich meine Zähne in sie schlage. Die Zeit des Zauderns ist abgelaufen. Die Früchte des Reisens erwarten mich. Durch die ständige Bewegung werde ich der Starre entgehen, werde mich laufend von neuem öffnen und in unbeschriebene Seiten des Lebens schauen, werde meine Neugier auf alles zuspringen lassen. Die Fahrspur wird wie ein Riss in der Materie stets neue Oberflächen bilden. Die offenkundige Tatsache, dass wir uns von Anbeginn auf dem Heimweg befinden – schliesslich hat sich im Laufe der Jahrhunderte herauskristallisiert, dass unser Planet keine Scheibe mit jähem Abgründen an den Rändern, sondern eine pralle Kugel ist – hat etwas Beruhigendes an sich. Das Morgenrot der Freiheit leuchtet bereits in meinem Herzen. Sie wird nicht nur bis zum Horizont reichen. Nein, sie wird bis in alle Poren, bis in die entlegensten Winkel des Seins dringen. Davon habe ich im Moment aber erst eine leise Ahnung. Die «Freiheit von etwas» hat sich mir schon offenbart: Durch das Loslassen bin ich nicht mehr eingelullt im Schoss der Konventionen und der Institutionen. Gesellschaftlicher, materieller und bürokratischer Ballast ist von mir abgefallen. Die «Freiheit für etwas» lässt mich die vor mir ausgerollte Welt entdecken. Ich bin zuversichtlich, dass mir dies dank dem tief verinnerlichten Gefühl der Verwurzelung gelingen wird. Wie sich die Reise entwickeln wird, liegt in der Schwebe. Die Mächtigkeit eines Stromes lässt sich an seiner Quelle noch nicht erahnen, erst an seiner Mündung zeigt sich, was aus dem einstigen Rinnsal geworden ist.